

Ein Gespräch mit Paulo Coelho



» Twittern ist Kunst «

Raubkopien seiner Bücher begrüßt er,
der Intellektuelle alten Schlags ist für ihn gestorben,
das Internet ist ihm ein globales Dorf.
Der brasilianische Bestsellerautor Paulo Coelho
feiert im Skype-Gespräch die digitale Revolution –
mitsamt ihren Folgen für den Buchmarkt

Paulo Coelho gehört zu den auflagenstärksten Autoren weltweit. Sein bekanntestes Buch, »Der Alchimist«, hat sich über 65 Millionen Mal verkauft, übersetzt worden ist es in mehr als 70 Sprachen. Der gebürtige Brasilianer und bekennende Katholik war sein Leben lang unterwegs: als Sinnsucher, Mystiker und Pilger. Heute lebt der 64-Jährige in Genf und holt sich die Welt mittels Internet in sein Arbeitszimmer – für unser Gespräch über den Telefondienst Skype.

DIE ZEIT: Herr Coelho, was bedeuten Ihnen Buchläden?

Paulo Coelho: Buchläden sind Tempel für mich. Du siehst Bücher, du kannst stöbern, du kannst mit den Buchhändlern reden. Das ist ganz toll.

ZEIT: Haben Sie keine Angst, dass diese Tempel schließen müssen, wenn Bestsellerautoren wie Sie E-Books zum Ramschpreis von 99 Cent verkaufen?

Coelho: Lassen Sie es mich so sagen: Als Gutenberg den Buchdruck erfand, riefen die Mönche: »O Gott, wir ziehen uns lieber aus dieser Welt zurück, sie ist zu schnell geworden. Früher haben wir Zeichnungen gemacht, unsere Bücher waren Kunstwerke, und jetzt haben wir diesen billigen Gutenberg-Druck!« Aber: Jede technologische Revolution schafft eine Plattform für eine kulturelle Revolution. Und ich glaube wirklich nicht, dass diese Tempel, die Buchläden, verschwinden werden. Der Film hat auch nicht das Theater gekillt.

ZEIT: Wie wirkt sich die Revolution, von der Sie sprechen, auf die Verlage aus?

Coelho: Ich habe über acht Millionen Fans auf Facebook, mein Blog lesen zwei Millionen Menschen im Monat. Ich kann dort direkt zu meinen Lesern sprechen. Die Verlage haben keine Ahnung davon, wie wichtig so etwas ist. Trotzdem ist die traditionelle Marketingmacht der Verlage und der Buchläden weiterhin unverzichtbar. Das können wir Autoren nicht allein stemmen.

ZEIT: Viele Schriftsteller nörgeln über die Sozialen Netzwerke: Sie würden nur die Zeit auffressen, die sie fürs Bücherschreiben bräuchten. Und die Leser sollten doch lieber die Schnauze halten und lesen.

Coelho: Das finde ich seltsam. Ich habe immer Zeit dafür: Ich habe Zeit, um meine Bücher zu schreiben, ich habe Zeit zu arbeiten, ich habe Zeit, ein bisschen Sport zu machen. Deshalb denke ich: Einer der wichtigsten Teile im Leben eines Autors ist es, direkt mit seinen Lesern in Kontakt zu treten. Dadurch versteht man sich selbst besser. Es hilft mir als Mensch, nicht nur als Schriftsteller.

Gestern habe ich mit einem Freund aus Montenegro gesprochen, der mir von montenegrischen Legenden erzählte, dann habe ich mit einem Chinesen gechattet. Sie sind meine Freunde, auch wenn ich sie physisch nie getroffen habe. Ich un-

terhalte mich mit ihnen, ich lerne extrem viel und habe extrem viel Spaß dabei. Es ist, als würde man in eine Bar gehen. Schriftsteller sollten unbedingt in Bars gehen!

ZEIT: Warum gehen denn viele Schriftsteller nicht in die digitale Bar?

Coelho: Sie haben Angst vor dem direkten Kontakt, das ist ganz menschlich. Was man nicht kennt, stößt man erst mal ab.

ZEIT: Müssen wir uns eigentlich vor Amazon fürchten? Und der Netzlogik *The winner takes it all*?

Coelho: Das ist nicht die Logik des Netzes. Das ist die Logik unserer Welt. Jetzt ist gerade die Fußball-europameisterschaft. Ist es wichtig, wer Zweiter oder Dritter wird? Nein, es geht nur darum, wer gewinnt. Und ich bin mir sicher, dass Deutschland gewinnt. Aber ehrlich, heute sieht es so aus, als ob Amazon alles übernehmen würde. Nur: Morgen erfindet ein Konkurrent etwas anderes, und die Situation ändert sich total. Wir können doch den Fortschritt nicht stoppen. Wir können uns anpassen, aber der Wandel muss weitergehen. Lasst uns doch alle Möglichkeiten der neuen Technologien ausnutzen.

ZEIT: Wie machen Sie das?

Coelho: Vor ein paar Wochen habe ich meinen Verleger gefragt, ob er alle meine E-Books auf 99 Cent runtersetzen kann, außer dem *Alchimisten*. Er hat es gemacht, drei Wochen lang, weil es keine Verbreitungs- und keine Druckkosten bei E-Books gibt. Dann haben wir die Promotion gestoppt. Was ist passiert? Die 99-Cent-Bücher haben den *Alchimisten* mitgezogen. Er kletterte die *New York Times*-Bestsellerliste vom, ich weiß nicht, 39. auf den 7. Platz hinauf. Für mich heißt das: Wenn du nicht geizig bist, wird dein Einsatz belohnt.

ZEIT: Das funktioniert nur bei erfolgreichen Autoren. Was ist mit all den kleinen Schriftstellern, die wichtige Bücher schreiben, aber nur eine kleine Leserschaft haben? Wie sollen die in dieser neuen Welt überleben?

Coelho: Wenn du anfängst zu schreiben oder zu tanzen, dann machst du das aus Überzeugung. Du machst das, weil du es machen musst. Ich bin Brasilianer, ich hätte nie gedacht, dass ich reich werden könnte mit meinen Büchern. Im Gegenteil: Jeder sagte mir damals, es sei unmöglich. Geld kommt erst nach der Arbeit, das ist ganz sicher. Und wenn du Geld machst, dann deshalb, weil dein ganzes Herz in deinem Werk steckt. Und selbst wenn du kein Geld verdienst, was bei mir viele Jahre lang der Fall war, dann arbeitest du trotzdem weiter.

ZEIT: Es gibt in Ihrem System aber ein Problem: Wenn die Leser sich daran gewöhnen, E-Books für 99 Cent zu bekommen, sind sie immer seltener

dazu bereit, 30 Dollar für ein Hardcover zu bezahlen. Mit den 30-Dollar-Bestsellern unterstützen die Verlage aber andere wichtige Autoren, die ökonomisch nicht so erfolgreich sind.

Coelho: Das sagen die Verlage. Aber was sagen die Autoren?

ZEIT: Das Gleiche?

Coelho: Wirklich? Fragen Sie vier oder fünf Schriftsteller, und sie sagen: Bestsellerautoren sind schrecklich. Sie sind qualitativ schlecht, sie sind doof, bla, bla, bla. Wenn diese Schriftsteller aber

Bestsellerautoren unterstützen würden, wenn sie tapfer genug wären und sagen würden: Bestsellerautoren sind super, weil ich mit ihrem Geld mein Buch veröffentlichen kann; wenn sie dann noch sagen würden: Bestsellerautoren sind super, weil sie die Herzen vieler Menschen berühren, dann wäre es etwas anderes. Aber ich kenne ihre Meinung über Bestseller. Und ich sage ihnen: Eure Zeit ist vorbei, ha!

ZEIT: Kein Mitgefühl für diese Autoren?

Coelho: Nein. Sie haben eine aristokratische Meinung von Bestsellern. Camus war ein Bestseller, Baudelaire war ein Bestseller, Henry Miller war einer, Shakespeare auch. Also wenn die lamentierenden Autoren mit der Hilfe von Bestsellern veröffentlichten möchten, sollten sie erst mal ein paar nette Sachen über Bestseller sagen.

ZEIT: Was halten Sie eigentlich von Piraterie? Bestsellerbücher werden oft illegal kopiert und verbreitet. Viele befürchten: Wenn Menschen sich daran gewöhnen, bezahlen sie irgendwann gar nichts mehr für Bücher.

Coelho: Ja, es gibt ein Risiko. Aber nachdem ich meine Preise auf 99 Cent runtergesetzt hatte, gab es auch keine Produktpiraterie mehr. Nur: Ich sage überhaupt nicht, dass Piraterie schlecht ist! Das höchste Ziel meines Lebens ist es, gelesen zu werden. Und wenn es Piraterie gibt, dann gibt es sie eben, davor darf man keine Angst haben. Ganz ehrlich: Wenn man Opfer einer Piraterie wird, dann ist das eine Auszeichnung, eine Medaille! Piraten kopieren doch nur illegale Bücher, die die Menschen auch wirklich lesen wollen. Wenn ich durch die Straßen von Indien gehe, ein Kind mit dem kleinsten Buchladen der Welt sehe, der nur zehn Titel hat, und zwei von denen sind Raubdrucke meiner Bücher, dann bin ich doch stolz! Ich bin so stolz, weil das heißt, dass das alles Menschen sind, die mich lesen wollen. Als ich einmal in Lima war, habe ich alle meine Bücher in Piraterie-Editionen entdeckt. Ich war glücklich und

wollte mit dem Jungen sprechen, der sie verkaufte. Aber als ich ihm sagte, dass ich der Autor sei, ist er weggerannt. Er glaubte, ich würde mich fürchterlich beschweren. Aber ich wollte mich nicht beschweren. Ich wollte ihm danken.

ZEIT: Wenn Sie Piraterie nicht schlimm finden – was denken Sie dann übers Urheberrecht?

Coelho: Das Urheberrecht ist eine Erfindung der Geschäftswelt, nicht der Autoren. Es schützt das Geschäft und nicht die Urheber. Meine Idee ist die Idee des Teilens. Meister Eckhart, der deutsche

Mystiker, sagte: Teilen gehört zum menschlichen Wesen. Wenn du nicht teilst, dann existierst du auch nicht. Jetzt teilen wir dieses Gespräch über Skype. Ich sehe euch, ihr seht mich. Es kostet nichts für euch, und es kostet nichts für mich. Ist das nicht wunderbar?

ZEIT: Der Vorteil von Skype ist, dass wir in Ihr Arbeitszimmer schauen können. Was ist das für ein Bild hinter Ihnen an der Wand?

Coelho: Es ist die Kathedrale von Santiago de Compostela, ein Thema meines ersten Buches. Meine Frau hat es gemalt, und jetzt hängt es hier in meinem Büro. Eigentlich sollte ich ja ein großes Bücherregal besitzen, beeindruckend vollgestellt, wie die alten Intellektuellen, um zu zeigen, wie kultiviert ich bin. Ich bin schon sehr kultiviert, aber ich muss es den Menschen nicht zeigen. Einfachheit ist das neue Ding; das Internet ist Einfachheit. Deshalb glaube ich, dass der klassische Intellektuelle tot ist. Er wird ersetzt durch den »internetuals«, den Internetuellen.

ZEIT: Und welche Rolle spielt diese neue Figur?

Coelho: Der Internetuelle wird den Stil des Schreibens ändern. Es wird viel gradliniger werden, ohne hohl zu sein. Es wird viel direkter werden, ohne oberflächlich zu werden. Man muss knapp erzählen und direkt zum Kern der Sache vordringen. Das hält die Imagination des Lesers lebendig. Die Revolution ist doch die: Heute hast du als Schriftsteller mehrere Wege, um dich auszudrücken. Du kannst 140 Zeichen auf Twitter schreiben oder fünf Absätze im Blog, oder du kannst ein Buch rausbringen. Ich sehe eine Zukunft, in der der Titel des »Schriftstellers« nicht länger für Menschen reserviert ist, die Bücher schreiben. Wir haben eine ganz große Bandbreite an Möglichkeiten.

ZEIT: Also würden Sie Ihre Blögeinträge als Teil der Literatur sehen, als Kunst?

Coelho: Natürlich! Und meine Tweets auch.

Die Fragen stellten MAXIMILIAN PROBST und KILIAN TROTIER

NETZTHEMA
DER WOCHE



KUNSTFREIHEIT

Lust auf Zensur

Martin Mosebach hätte gern ein Gesetz gegen Blasphemie

Der Schriftsteller Martin Mosebach hat uns in den vergangenen Jahren schon aus manchem dogmatischen Schlummer geweckt, indem er zeigte, wie bestimmte bequeme Denk-Selbstverständlichkeiten auch genau andersherum gedacht werden können. Jede Gegenwart neigt zur Zufriedenheit mit den eigenen Überzeugungen und braucht von Zeit zu Zeit den mephistophelischen Stachel im Fleisch. Die Gefahr ist allerdings, dass das Rollenfach des Stachels zur pfauenhaften Routine wird.

Martin Mosebach hat vergangene Woche einen Artikel in der *Berliner Zeitung* veröffentlicht, in dem er darlegt, warum es der deutschen Gesellschaft insgesamt besser täte, wenn in ihr Blasphemie wieder unter Strafe gestellt wäre. Es ist das Genre der steilen These. Wer mit einer solchen in den Ring steigt, denkt sich vermutlich: »Die werden Augen machen, wie ich das durchfechte!«

Sagen wir es so: Um seinen Punkt zu machen, muss Mosebach, dieser wunderbare Schriftsteller und glänzende Essayist, diesmal Sätze sagen, die von ihm zu hören uns schmerzt. Mosebach ist genervt von den Versuchen mediokrer Künstler, durch eine kalkulierte Blasphemie Aufmerksamkeit für ihre Sache zu gewinnen. Ja, diese Masche gibt es, aber sie ist von solch intellektuell-künstlerischer Selbstdröckigkeit, dass man ihr angemessener durch Ignoranz als durch Strafparagrafen begegnet.

Mosebach trägt im Wesentlichen drei Argumente vor. Erstens: Die Präambel des Grundgesetzes berufe sich auf Gott, deshalb habe die staatliche Ordnung ein Interesse daran, die religiös-ethischen Voraussetzungen ihrer Werteordnung nicht durch Schmähung ausgehöhlt zu sehen. Zweitens: Anders als das rückgratlos gewordene Christentum gebe es eine andere Religion, den Islam, der in Sachen Blasphemie »keinen Spaß versteht«. Schon diese Formulierung, die auf den klammheimlichen Schauer ihrer gewaltsamen Mehrdeutigkeit setzt, macht traurig und lässt einen denken: Im Zweifel lieber Spaßgesellschaft als Zensor! Je stärker, sagt Mosebach weiter, der Islam in Deutschland werde, desto notwendiger sei es für den Staat, im Interesse der öffentlichen Ordnung blasphemische Akte zu verhindern. Drittens: Zensur habe noch keinem wahrhaft freisinnigen Geist geschadet. Der Künstler, der es ernst meine, lasse sich durch die juristischen Folgen nicht abschrecken. »Ein Satz«, zitiert Mosebach Karl Kraus, »den der Zensor versteht, wird zu Recht verboten.«

Alle drei Argumente wirken instrumentell und taktisch: Ausgerechnet Mosebach, dem wir glänzende Relativierungen der weltlichen Ordnung (die heiligen Kühe Indiens bringen in seinem Roman *Da Beben* die westliche Fernsehdemokratie durcheinander) verdanken, sorgt sich um das Grundgesetz? Ausgerechnet die fundamentalistische Seite des Islams soll dafür herhalten, einen Blasphemieparagrafen zu begründen? Und dass dann in einem Aufwasch die Gottesfurcht und das ästhetische Raffinement gestärkt werden sollen, hat etwas verspielt Zynisches. In einer solchen Welt dürfte sich der Zensor auf Gartenpartys als Schutzpatron der Künste spreizen.

Er könne, schreibt Mosebach, sich nicht empören, wenn in ihrem Glauben beleidigte Muslime blasphemischen Künstlern weinen gewaltigen Schrecken einjagen. Mosebach streitet wider die Beliebigkeit. Aber es nimmt einen augenblicklich für den postmodernen Relativismus ein, wenn man die Werkzeuge, die es zu dessen Bekämpfung bedürfte, so unmissverständlich vor Augen geführt bekommt. Denn der »gewaltige Schrecken« – das ist die Fatwa gegen Salman Rushdie, die seinem japanischen Übersetzer das Leben gekostet hat. Warum schreibt Mosebach mit solcher Wonne diesen gemeinen Satz? Er, der in seiner bedeutenden Bühnenpreis-Rede vor der Schreckenslogik eines Saint-Just gewarnt hatte? Will er nach den Weihen des Bühnenpreises mit allen Mitteln sicherstellen, dass der Mainstream (dieser wohlfeile Gegner und Pappkamerad, den sich jeder zurechtbiegen kann) ihn nicht erträgt? Er ist jetzt selbst ein kalkuliert blasphemischer Künstler, der der freitheitlich-liberalen Gesellschaft wehtun will.

Frömmigkeit als Demut, sich in die Hand eines Höheren zu begeben, verdient zartesten Respekt. Ein Blasphemieparagraf schützt aber nicht Frömmigkeit, sondern Bigotterie. Ehrfurcht ist individueller Seelenadel, kein Rechtsinstitut. Horribel ist die Vorstellung einer Instanz, die darüber entscheidet, wann exakt und rechtskräftig die Grenze zur Blasphemie bei einem Kunstwerk überschritten sei. Wir wollen uns auch künftig lieber aus freien Stücken, mit eigener Urteilskraft von hässlichen Schmähungen abwenden. IJOMA MANGOLD